

Wolfgang Huber

Predigt am Ostersonntag 2013

Kapelle der Garnisonkirche, 31. März 2013

Johannes 20, 11-18

Zu Tausenden zogen sie auf den Friedhof, mitten in der Nacht. Allenfalls ein paar Stunden hatten sie geschlafen. Rechtzeitig wollten sie zur Stelle sein. Weithin waren ihre Lieder zu hören, wie sie durch die Straßen zogen und, auf dem Friedhof angelangt, zu den Gräbern strebten, in denen ihre Lieben lagen. In die Morgendämmerung hinein feierten sie Gottesdienst. Und mit dem ersten Morgenlicht brandete der Jubel auf: *Christus ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden.*

Unvergesslich ist mir, liebe Gemeinde, wie meine Frau und ich mit diesen Tausenden in der nordindischen Stadt Ranchi Ostern feierten. Mich rührte es an, wie viele Menschen sich für dieses Osterfest auf weite Wege gemacht hatten, weder Mühen noch Kosten scheuend. Sie wollten bei den Ihren sein, bei den lebenden wie bei den toten. Im Kreis der Familie feierten sie die Auferstehung Christi. An den Gräbern bezeugten sie den Sieg des Lebens über den Tod. An den Gräbern bekannten sie sich dazu, dass Gottes Liebe siegt.

Auf, auf mein Herz mit Freuden, / nimm wahr, was heut geschieht; / wie kommt nach großem Leiden / nun ein so großes Licht! So haben wir gerade mit Paul Gerhardt gesungen – mit seinem großartigen Osterlied,

in dem es dann später heißt: *Die Trübsal trübt mir nicht / mein Herz und Angesicht, / das Unglück ist mein Glück, / die Nacht mein Sonnenblick.*

Aber die Verwandlung der Nacht in den Sonnenblick braucht Zeit. Es kann Stunden dauern, wie damals in Ranchi, der nordindischen Stadt. Ausdauer war verlangt, viele Lieder wurden gebraucht, bis das Licht des Morgens durchbrach. Wir müssen den Weg wiederholen, den auch die ersten Zeuginnen der Auferstehung gingen, am ersten Ostern überhaupt.

Trübe ist es am Morgen des ersten Ostertages. Trüb ist der tränenverhangene Blick der Maria von Magdala, die wir als Maria Magdalena kennen. Sie ist gekommen, um das Grab Jesu zu pflegen. Schwer ist ihr Herz über den Tod Jesu zwei Tage zuvor. Hoffnungslos horcht ihre Seele in die Stille der ersten Stunden des beginnenden Tages.

Von diesem Morgen erzählt das Johannesevangelium im 20. Kapitel.

Maria aber stand draußen vor dem Grab und weinte. Als sie nun weinte, schaute sie in das Grab und sieht zwei Engel in weißen Gewändern sitzen, einen zu Häupten und den andern zu den Füßen, wo sie den Leichnam Jesu hingelegt hatten. Und die sprachen zu ihr: Frau, was weinst du? Sie spricht zu ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Und als sie das sagte, wandte sie sich um und sieht Jesus stehen und weiß nicht, dass es Jesus ist. Spricht Jesus zu ihr: Frau, was weinst du? Wen suchst du? Sie meint, es sei der Gärtner, und spricht zu ihm: Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir, wo du ihn hingelegt hast; dann will ich ihn holen. Spricht Jesus zu ihr: Maria! Da wandte sie sich um und spricht zu ihm auf Hebräisch: Rabbuni!, das heißt: Meister! Spricht Jesus zu ihr: Rühre mich nicht an! Denn ich bin noch nicht aufgefahren zum Vater.

Geh aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott. Maria von Magdala geht und verkündigt den Jüngern: Ich habe den Herrn gesehen, und das hat er zu mir gesagt.

Maria hat sich zum Grab hin aufgemacht, weil sie trauert. Sie trauert um einen Menschen, der ihr sehr viel bedeutet hat. Es heißt, Jesus habe sieben böse Geister aus ihr ausgetrieben und sie so von schwerer seelischer Krankheit befreit. Durch Jesus hat sie neuen Lebensmut gefasst und ein Lebensziel gefunden: sie hat sich mit ihm auf den Weg gemacht und ist ihm nachgefolgt. Nun aber steht sie da. Ihr Blick reicht nicht weiter als bis in das Grab.

Der Blick in das Grab hinein könnte sie eigentlich verblüffen, müsste sie schockieren, hätte das Zeug dazu, sie aufzurütteln. Denn das Grab ist leer. Am Ort, wo der Leichnam Jesu lag, sieht sie lediglich zwei Engel sitzen. Doch sie zeigt keine Reaktion. Wie mächtig muss ihre innere Leere sein, wie verblasst ihr Hoffnungsbild: Der Weckruf des leeren Grabes verhallt ungehört. Maria befürchtet, zu dem Unglück des Todes Jesu sei nun der Raub seines Leichnams hinzugetreten.

Es ist auch nicht leicht, weiterzukommen als bis zu Jesu Grab. Wie oft kann man das hören, dass Menschen auf ihrem Weg zum christlichen Glauben an dieser Stelle verharren! Ja, ein hervorragender Mensch sei dieser Jesus gewesen, so sagen sie, ein Beispiel an Humanität, Zuversicht und Friedfertigkeit. Ein Prophet sei er gewesen, räumen sie ein – wie ja auch Muslime Jesus als Propheten anerkennen, als einen geringeren freilich als Mohammed. Aber dass Jesus Gottes Sohn sei, so fügen suchende Menschen hinzu, das könnten sie nur glauben, wenn sie es mit eigenen Augen zu sehen bekämen, wenn sie eine eigene Erfahrung mit ihm machen könnten.

Doch durch Sehen allein lässt sich der Glaube nicht erreichen. Denn das Sehen kann täuschen. Maria Magdalenas Beispiel zeigt das; und sie ist damit nicht allein. Maria von Magdala steht vor Jesu Grab. Dass dieses Grab leer ist, nimmt ihr aber nichts von ihrer Traurigkeit, sie weint keine Träne weniger. Es scheint im Gegenteil so zu sein, als geselle sich zur Trauer nun noch die Bitterkeit über den schändlichen Umgang mit dem Toten. Wenn der Leichnam nicht mehr zu sehen ist, muss er entwendet worden sein. Maria sieht und glaubt doch etwas ganz anderes. Trotzdem kommt sie in Bewegung, wendet sich um und sieht einen hinter sich stehen, von dem sie nicht weiß, dass es Jesus ist.

Frau, was weinst du?, fragt der Mann, den sie wahrnimmt, aber nicht erkennt. Es ist dies ein guter Moment für Maria. Sie bekommt die Möglichkeit, ihre Schale aus Trauer und Verärgerung zu durchbrechen, ihrer Enttäuschung und Sehnsucht freien Lauf zu lassen. Doch sie erkennt Jesus nicht, sondern hält ihn für den Gärtner des Friedhofs. Sie schleudert ihm ihre wütende Meinung entgegen, dass der Leichnam Jesu dem Grab entnommen sei. *Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir, wo du ihn hingelegt hast!* Maria beschuldigt andere, weil sie sich innerlich unfrei fühlt. Sie ist festgehalten in der Mauer ihrer Empfindungen.

Doch der Mann weist weder ihre Anschuldigungen zurück noch kehrt er ihr gekränkt den Rücken. Sondern er spricht zu ihr nur das eine Wort, er ruft sei bei ihrem Namen – *Maria!*

In diesem Moment, in dem sie bei ihrem Namen gerufen wird, erwacht Maria zu neuem Leben. Nun begreift sie, wer vor ihr steht. *Die Trübsal trübt mir nicht / mein Herz und Angesicht.* Trauer und Bitterkeit zerbrechen. In die Stille des Morgens strömt der Gesang ewiger Freude. Maria erkennt Leben dort, wo sie vorher dem Tod geglaubt hat. Wo ihr vorher die Welt am Ende zu sein schien, erlebt sie neuen Aufbruch. Der

Tag, der für sie in der Einsamkeit und Leere begann, endet in der Gemeinschaft mit den Jüngern. *Maria von Magdala geht und verkündigt den Jüngern: Ich habe den Herrn gesehen.* Maria trägt Gottes Ruf weiter: *Auf, auf, mein Herz mit Freuden.*

Die Botschaft von Ostern verwandelt. Sie löst aus der Starre und setzt in Bewegung. Sie ruft dazu auf, den erlösenden Jubel von Ostern weiterzutragen.

Sie werden einwenden, das sei leichter gesagt als getan. Das stimmt. Deshalb brauchen wir einander. Gemeinsam können wir an der Osterperspektive festhalten; wir müssen einander dabei helfen, damit es ein ganzes Jahr hindurch, ja ein Leben lang gelingt. Wir brauchen einander im persönlichen Leben. Wir können einander dabei helfen, das, was uns beschwert und belastet, im Licht von Ostern zu sehen. Dann herrscht nicht das Beschwerliche, sondern die Hoffnung, nicht der Tod, sondern das Leben. Das verändert die Sichtweise, Tag für Tag.

Wir brauchen einander, um den richtigen Ton im Umgang mit unserer Geschichte zu finden. In den letzten Wochen haben sich viele in Potsdam darum bemüht. Ich benutze diese Gelegenheit gern, um mich für die vielen gehaltvollen Initiativen und Veranstaltungen zu bedanken, die zu einem anderen Tag von Potsdam beitrugen. Das ist ein Tag, an dem Menschen nicht ihre diffusen Hoffnungen auf einen Verführer projizieren, sondern erkennen, dass sie gemeinsam eine Verantwortung tragen, von der sie sich durch keine Projektion entlasten können. Diese Verantwortungsbereitschaft wurde beispielsweise durch den Demokratiespaziergang und den Demokratiebus, der von hier aus auf den Weg geschickt wurde, dokumentiert. Viele andere Veranstaltungen und Impulse traten dem zur Seite.

Wir brauchen einander auch, um falschen Tönen nicht das letzte Wort zu lassen. Auf schrille Weise wurde versucht, das Vorhaben zum

Wiederaufbau der Garnisonkirche ins Zweilicht zu ziehen – als ginge es um die Wiederbelebung militaristischer Verirrungen und nicht um die gemeinsame Friedensverantwortung aller Bürgerinnen und Bürger, die Staatsbürgerinnen und Staatsbürger in Uniform eingeschlossen. Wir stellen uns der Debatte um dieses Gebäude und werben darum, dass über die wirklichen Motive diskutiert wird, deretwegen wir wollen, dass hier auf Dauer wieder ein Ort des Gottesdiensts und des Gebets, der Erinnerung und der Gewissensbildung, ein Ort für Verantwortung und Versöhnung entsteht.

Wir brauchen einander in der Gemeinschaft der christlichen Kirchen. Nun hat Papst Franziskus, so wird berichtet, bei der Einkleidung in der Sixtinischen Kapelle gesagt, jetzt sei der Karneval vorbei. Statt sich rote Schuhe eines römischen Designers anziehen zu lassen, behielt er die schwarzen Schuhe an, mit denen er von Buenos Aires nach Rom gereist war. Manche Medien versuchen, auch noch aus einer solchen Geste einen Karneval zu machen und fotografieren den Papst so, dass man nur die Schuhe und das Unterteil seiner weißen Soutane sieht. So wird auch noch das Selbstverständliche – nämlich die Demut eines Menschen, der auch im römischen Pomp den Armen treu bleiben will – medial vermarktet. Die Äußerungen christlichen Lebens außerhalb dieser selbst gemachten Wirklichkeit kommen dann gar nicht mehr vor. Die Medien schauen in diesen Tagen nur noch auf das Personal der katholischen Kirche und erwecken den Anschein, die evangelische Kirche gebe es gar nicht mehr – um dann zu fragen: Wo ist die evangelische Kirche?

Kirche ist dort, wo der christliche Glaube gelebt wird; sie lebt nicht nur dort, wohin das Scheinwerferlicht kommt. Der christliche Glaube folgt nicht den Aufregungszyklen der Medien, sondern dem Hoffungszyklus von Ostern. Kirche lebt in der Vielfalt ihrer Formen; in dieser Vielfalt ist

sie zum gemeinsamen, ökumenischen Zeugnis verpflichtet. Viele fragen in diesen Tagen, wie es der Ökumene „unter Papst Franziskus“ gehen werde. Doch Ökumene gibt es nicht, weil sie „unter“ einem Papst stattfindet, sondern weil sie unter dem einen Herrn Jesus Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, lebt und ihn bekennt: „ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller, der da ist über allen und durch alle und in allen“ (Epheser 4, 5f.). Ökumene lebt dort, wo dieser eine Herr fröhlich und frei bekannt wird. Dieser Geist dankbaren Bekenkens schafft Ökumene; er ist uns in diesem Gottesdienst zu Beginn in den Worten des Wessobrunner Gebets begegnet, die mehr als ein Jahrtausend alt sind und uns doch unmittelbar ansprechen, ja berühren. Dieser Geist dankbaren Bekenkens wirkt nicht nur in den großen kirchlichen Inszenierungen; er prägt auch die vielen Gottesdienste in Stadt und Land, die an diesem Osterfest gefeiert werden und viele Menschen erreichen.

Der Geist dankbaren Bekenkens ist es auch, dem wir hier am Ort der Potsdamer Garnisonkirche verpflichtet sind. Das ist ein Geist, der nicht Vergangenes verklärt, sondern der Zukunft zugewandt ist. Ein Geist ist es, der sich nicht in Konfessionen abschottet, sondern die Vielfalt der Gaben in das gemeinsame ökumenische Zeugnis einbringt. Dieses Zeugnis ist einfach und klar. Maria Magdalena lebt es uns vor.

Ihre Begegnung mit dem auferstandenen Jesus endet so: Jesus sagt mit ihrem Bekenntnis: „Ich habe den Herrn gesehen“. Und sie sagt weiter, was er zu ihr gesagt hat.

Sie macht es vor. Bitte weitersagen! Amen.